

# IGNATIUS VON LOYOLA.

## VORTRAG

ZUM BESTEN

DER ÜBERSCHWEMMTEN SPANIENS

*am 17. November 1879*

IN STRASSBURG GEHALTEN

von

HERMANN BAUMGARTEN.

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1880.



# IGNATIUS VON LOYOLA.

VORTRAG

ZUM BESTEN

DER ÜBERSCHWEMMTEN SPANIENS

*am 17. November 1879*

IN STRASSBURG GEHALTEN

von

HERMANN BAUMGARTEN.

STRASSBURG
VERLAG VON KARL J. TRÜBNER
1880.

Strassburg, Universitäts-Buchdruckerei von J. H. Ed. Heitz.

# IGNATIUS VON LOYOLA

Spanien scheint heute zu den wenigst bekannten und beachteten Ländern nicht nur Europa's zu gehören. Die Zeitgenossen erfahren mehr von dem dunklen Centrum Asiens, sie kümmern sich mehr um das geheimnissvolle Innere Afrika's, als um die pyrenäische Halbinsel. Das Land, welches Jahrhunderte hindurch die erste Weltmacht vorstellte, ist heute in Elend versunken, in ein so ödes Chaos von Revolutionen und Restaurationen, dass man nichts mehr von ihm wissen mag. Nur dann und wann wird diese traurige Bühne menschlicher Verirrungen von einem so grellen Blitz ausserordentlicher Schicksalsschläge durchzuckt,

dass die herkömmliche Gleichgültigkeit der gebildeten Welt einer augenblicklichen Theilnahme weicht und ein verwunderter Blick auf das einst mächtig gebietende Volk fällt, welches nun seit bald hundert Jahren an Einsicht ebenso arm zu sein scheint wie an Tugend.

Unter solchen Umständen könnte die Bitte an unsere Mitbürger auffallen, dass sie ihre mildthätige Hand zur Linderung des furchtbaren Jammers öffnen, welcher dort in entsetzlich verheerenden Wasserfluthen hereingebrochen ist über ein Land, welches unter unbarmherziger Dürre zu schmachten pflegt, und gerade in diesem Sommer von ihr in ganz ungewöhnlichem Masse heimgesucht worden war. Aber ein hartes Loos allgemeinen Verfalls schliesst doch wohl nicht von den Wohlthaten der Menschenliebe und Christenpflicht aus, am wenigsten in dieser Stadt, welche immer bereit gewesen ist menschliches Leid zu lindern, ob es nah oder fern. In die Ferne zu blicken bringt überdies immer Gewinn, zumal wenn es eine Ferne ist, welche einst und lange für das allgemeine Menschenleben viel bedeutete.

Vor vierhundert Jahren that Spanien die ersten Schritte auf der Bahn, welche ihm innere

Einheit, Ordnung und Kraft, dann plötzlich weitreichende Herrschaft bringen sollte. Ueber siebenhundert Jahre von fremden, andersgläubigen Menschen beherrscht, hatte es kaum die letzten Reste dieses Jochs abgeworfen, als es zugleich seine Hand in den dunklen Westen der Erde ausstreckte und den Süden Italiens sich unterthänig machte. Dann war noch kein Menschenalter vergangen, als es bereits der Welt Gesetze schrieb. Der junge spanische König hatte den deutschen Kaiserthron bestiegen. Dazu Herr der Niederlande, Mailands und Neapels, Gebieter der unermesslichen Reiche, welche verwegene Abenteurer in der neuen Welt entdeckten und eroberten, hielt Karl V. die Geschicke seiner Zeit in der Hand.

So gewaltiges Aufsteigen pflegt die Nation, welcher es zu Theil wird, auch innerlich zu heben und zu weiten. Was hier geschehen war, kann freilich Niemand aus dem Verdienst des spanischen Volkes herleiten. Höchst wunderbare, von Niemand bedachte Verkettungen von Menschen- und Familienschicksalen hatten vor kurzem einander ganz fremde Länder in derselben Hand zusammengeführt; die Klugheit und Tapferkeit spanischer Staats-, Kirchen- und

Kriegsmänner hatte die Fügung der Geschichte nur unterstüszt. Aber wie dem sei, indem so wunderbar der jüngste Staat Europa's das Ruder ergriff, wurden seine Kinder von dem Hauch der Grösse berührt und über sich selbst erhoben.

Viele ungewöhnliche Männer sind in diesen ausserordentlichen Zeiten auf spanischem Boden gewachsen. Aber keiner von ihnen hat in das innere Leben der Menschheit so tief eingegriffen, als der baskische Edelmann, welcher die gewaltigste Gesellschaft der neueren Zeit gründen sollte. Allem spanischen haftet für uns nüchterne Nordländer etwas seltsames an. Wenn einst Wellington, der die Spanier gut kannte, obwohl er sie nur selten verstand, gesagt hat, in Spanien sei zwei mal zwei nicht vier, so hat er damit treffend das Irrationelle bezeichnet, welches die spanische Natur charakterisirt. An diesem Zuge haben merkwürdiger Weise auch diejenigen Bewohner der Halbinsel reichlichen Theil, welche am wenigsten Spanier sind, die Basken. Diese in die moderne Welt verirrten Reste eines Urvolkes bilden in vielen Beziehungen einen erfreulichen Gegensatz zu den Bewohnern besonders des traurigen Castilien, welches zum

Unglücke Spaniens mit der Bildung der Gesammtmonarchie die Herrschaft über sie gewann. In ihren grünen Bergen und Thälern sind sie ebenso rührig und betriebsam, wie die Castilianer stolz phlegmatisch. Als W. von Humboldt 1799 das Land bereiste, konnte er die Lieblichkeit der Natur, den Fleiss, den gemächlichen Wohlstand, die edle Vaterlandsliebe der Bewohner, das reinliche und behäbige Aussehen der Städte und Dörfer nicht genug bewundern. Ebenso habe ich diese Gegenden, trotz den furchtbaren Verwüstungen des siebenjährigen Carlistenkrieges, im Frühling 1868 gefunden. Nördlich vom Ebro habe ich damals keinen Bettler, keinen Mann in Lumpen gesehen, die Thäler fleissig bebaut, die Berge bis zu einer beträchtlichen Höhe schön bewaldet. Aber der erste Schritt auf den nackten, braunen Thonboden Altcastiliens zeigte Alles in traurigster Weise verändert: die weiten öden Flächen nur mit spärlichen Dörfern besetzt, deren Häuser meist wahre Höhlen, die Berge kahles, graues Gestein, tief ausgewaschene, aber mit Ausnahme weniger Monate trockene Flussbetten, die Menschen düster, träge, stolz in den schmutzigbraunen Mantel gehüllt, diesen Vater aller Un-

sauberkeit und Verlumptheit, die Städte wimmelnd von Bettlern, die sich wie die rechtmässigen Herren des Landes benehmen und zum Beispiel den Aufenthalt in dem grossartig alterthümlichen Burgos zu einer Pein machen.

Eben diese frischen, munteren Basken sollten durch eine der seltsamsten Wendungen der spanischen Geschichte zu den hauptsächlichen Trägern einer für ganz Spanien verderblichen Politik werden, zu der festen Burg des Carlismus. Eben hier stand die Wiege des Don Iñigo, aus dem alten Hause der Lopez de Recalde, welchen die römische Welt als den heiligen Ignatius von Loyola anbetet.

Wie fast immer ist uns die Jugendgeschichte auch dieses merkwürdigen Mannes unbekannt. Es wird erzählt, er habe sich als Ritter an dem Hofe Ferdinand des Katholischen in den Thaten und Freuden der Welt getummelt. Da er am Ende der zwanzig stand, wurde Spanien von einer schweren Erschütterung heimgesucht. Die Städte Castiliens erhoben sich gegen die willkürliche Fremdherrschaft, welche die flandrischen Günstlinge Karls übten, und diese innere Zerrüttung suchte Franz von Frankreich in seinem Interesse auszubeuten. Ein französisches

Heer drang über die Pyrenäen und kam bis Pampelona. Zur Besatzung dieses festen Platzes gehörte Don Iñigo. Die Stadt selbst fiel sofort. Mit einer Hand voll Leute setzte er den Widerstand in der Citadelle fort. Auch in sie wird Bresche geschossen. Gerade hier harrt er tapfer aus. Da trifft ihn eine Kanonenkugel, verletzt sein rechtes Bein schwer, streift auch den linken Fuss. Die Chirurgie mag bei den Basken nicht sehr geblüht haben. Unter furchtbaren Qualen, nach Leiden, die ihn dem Tode nahe bringen, die er mit erstaunlicher Kraft trägt, wird Don Iñigo nur schlecht geheilt. Als Hinkender verlässt er das Lager.

Mit den Freuden des weltlichen Ritterthums war es vorbei. Aber schon vor dieser Katastrophe hatte sich weltliche und geistliche Schwärmerei in dem Basken eigenthümlich gemischt. Er hatte den heiligen Petrus in einer langen Romanze besungen. Auf dem Schmerzenslager gewann es die geistliche Extase über die Ritterherrlichkeit. Indem er sich in das Leben des San Francisco und San Domingo vertiefte, stieg ihm die Grösse dieser Helden der heiligen Kirche über Alles empor. Er dachte: wie, wenn ich auch thäte, was sie gethan? In seinen

Phantasien schien ihm die Welt in zwei Heerlager getheilt, das Christi bei Jerusalem, das Satans bei Babylon. Christum meinte er zu hören, wie er als König alle die Seinen rufe, um die Ungläubigen zu bezwingen. Sobald er gehen, sobald er nur reiten konnte, folgte er diesem Ruf. Gen Osten wandernd, stieg er mit noch matten Gliedern auf den heiligen Berg Cataloniens, den Montserrat, dessen wildbaroke Felszacken bis an's Meer die Landschaft beherrschen. Die Klüfte des Berges waren von Einsiedlern bewohnt, die oft nur einen Flintenschuss von einander entfernt Stunden brauchten, um über die Abgründe hin zusammen zu kommen. Auf dem Gipfel hing er seine Waffen vor einem Marienbilde auf, gab seine Ritterkleidung fort, that das härene Gewand eines Eremiten an, hielt Nachtwache vor dem Bild, beichtete drei Tage lang und begab sich dann nach Manresa, einem kleinen Städtchen zu den Füssen des Berges, um sich durch Bussübungen für Jerusalem ganz würdig zu machen. Die Extase, welcher er sich mit der ganzen Glut seines phantastischen Gemüthes hingab, kam da mit den schwersten Prüfungen über ihn. Je mehr er sich übermässigen Kasteiungen in einer

Höhle unterwarf, in die er sich zurückgezogen, desto düsterer, verzweifelter wurde es in ihm. Er kam in Versuchung sich das Leben zu nehmen. Aber nachdem er Monate lang so gerungen, wurde es plötzlich hell. Die herrlichsten Visionen stiegen vor ihm auf. Christus, die heilige Jungfrau erschienen ihm häufig, ja sogar das Geheimniss der Dreieinigkeit, der Schöpfung. Er sah leibhaftig alle Mysterien des Glaubens. Nun gab es für ihn keine Qualen mehr. Er war gewiss.

Aber die Welt bereitete ihm noch schweres genug. Nach vielen Nöthen in Jerusalem angekommen, wollten ihn dort die Vorsteher der christlichen Institute nicht dulden. Nach Spanien zurückgekehrt, kam er sogar in den Verdacht der Häresie. Seine Lehren, seine geistlichen Uebungen gaben Anstoss. An den Universitäten Alcalá und Salamanca nahm man ihn sogar, wie er selbst später dem Papst berichtete, gefangen. Die Inquisition strengte einen Prozess gegen ihn an. Man bedeutete ihm zuletzt, er müsse erst ein regelmässiges theologisches Studium machen, ehe er lehren dürfe. Andere Spanier, welche ähnlich wie er von unmittelbarer Erleuchtung ausgingen, geriethen

damals mit der Kirche in ernsten Conflikt. Er unterwarf sich sofort. Denn unbedingter Gehorsam galt ihm schon damals als höchste Tugend.

Er begab sich Anfang 1528 nach Paris, um seine in Spanien begonnenen Studien zu vollenden. Er zählte jetzt sieben und dreissig Jahre. Mit einer bewunderungswürdigen Energie unterwarf er seine heisse Schwärmerei der harten Arbeit, die Elemente der Rhetorik und Philosophie zu erlernen, welche er absolviren musste, ehe er zum theologischen Studium zugelassen wurde. Fünf und ein halb Jahre vergingen damit; sieben Jahre mühte er sich überhaupt in Paris an der Gewinnung des wissenschaftlichen Rüstzeuges, zugleich aber legte er den Grund zu dem Gebäude, welches seinen Namen unsterblich gemacht hat. Zwei Stubenburschen, der eine ein savoyischer Hirtenknabe, der andere aus einer vornehmen Kriegerfamilie Navarra's, gewann er für die eigenthümlichen geistlichen Uebungen, die er vielleicht schon in Manresa ersonnen hatte, und durch sie für das Ziel, welches er verfolgte. Dann traten einige Spanier hinzu. Zu festem Bunde vereinigt, weihten sie ihn in der Kirche des Montmartre, gelobten Keuschheit und völlige Armuth.

Noch hielt Ignatius, wie er sich jetzt nannte, an dem Gedanken fest, in Jerusalem der Pflege der Christen, oder der Bekehrung der Ungläubigen zu leben. Das schwuren sie Alle. Wenn sie aber nicht nach Jerusalem kommen könnten, wollten sie sich unbedingt dem Papste zur Verfügung stellen. Auch in Paris blieb Ignatius übrigens nicht unangefochten. Auch hier musste er, nach seinem eigenen Bericht, einen Prozess bestehn.

Ende 1535 begab sich Ignatius über Bologna nach Venedig. Anfang 1537 langten die Genossen von Paris an; sie wollten nun über Meer gehen. Aber der eben zwischen der Republik und der Pforte ausbrechende Krieg, machte es unmöglich. Ignatius diente statt dessen in dem jungen Orden der Theatiner. Schon in Paris musste er erfahren haben, dass es in Europa noch gefährlichere Gegner der Kirche gebe als die Türken. In der Weltstadt auf den Lagunen trat Jerusalem in seinen Gedanken immer weiter zurück. Diese italienische Erde selbst begann ja von der Ketzerei berührt zu werden. Ein anderer Spanier, Juan Valdés, hatte in Neapel einen Kreis gesammelt, in dem mehrere angesehene Diener der Kirche,

unter ihnen der berühmteste Prediger des damaligen Italien, General der Kapuziner, zum Abfall von der Kirche angeregt wurde [1]. Wahrlich es gab in Europa genug zu thun. Doch mag das neue Ziel für Ignatius noch nicht festgestanden haben. Nachdem er mit seinen Genossen in Venedig die priesterlichen Weihen genommen, begab er sich mit zwei von ihnen nach Vicenza. Ein vierzigtägiges Gebet bereitete sie auf die Thätigkeit vor, welche sie hier eine Weile mit Predigt und Krankenpflege übten, in einem verwüsteten Kloster wohnend. Hier wurde Ignatius wiederum in eine Untersuchung verwickelt, die ihn nöthigte nach Venedig zurückzukehren. Vollkommen freigesprochen, begab er sich dann abermals nach Vicenza, rief alle Genossen zusammen, und theilte ihnen seinen Entschluss mit, auf Jerusalem zu verzichten und statt dessen nach Rom zu gehn. Nur zwei sollten ihn zunächst dahin begleiten, die Uebrigen in anderen Städten Italiens arbeiten. Damit sie aber in der Trennung fest verbunden blieben, setzten sie genauere Vorschriften für ihr Leben auf. Noch immer

[1] Benrath, Bernardino Ochino 69 ff.

spuckte der Kriegsmann in Ignatius. Sie wollten wie Soldaten Krieg führen für die Kirche. Compañia de Jesus nannten sie sich.

Ihre Erscheinung und Art war so seltsam, dass sie auch in Rom, wo Ignatius Ende 1537 eintraf, Verdacht erregten. Er hat selbst ausführlich darüber an eine der spanischen Frauen berichtet, welche ihm seine Studien möglich gemacht hatten, da er doch als Student nicht ganz vom Bettel leben konnte. „Ganze acht Monate, schreibt er im Dezember 1538, haben wir hier die ärgste Verfolgung erduldet, die wir je in diesem Leben erfahren.“ Man focht die Reinheit seiner Lehre an, man stellte ihn und seine Genossen als verdächtige Menschen hin, welche nach einander aus Spanien, Paris und Venedig hätten fliehen müssen. Aber die förmliche Untersuchung, auf welcher er bestand, endete mit seiner vollständigen Rechtfertigung. Damit war jedoch die päpstliche Genehmigung der Gesellschaft noch nicht erreicht.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck wahrzunehmen, wie dieser Mann, der nichts wollte als der Kirche dienen, die grösste Mühe hatte von ihr zugelassen zu werden, in einer Zeit wo die Kirche von den schwersten Gefah-

ren bedrängt wurde. Wenn man sich jene Epoche vergegenwärtigt, wo ein grosser Theil Deutschlands und der Schweiz für Rom verloren war, wo England sich schon von ihm losgerissen hatte, wo Skandinavien im Begriff war ihm den Rücken zu kehren, wo die Ketzerei auch in Frankreich und Italien, ja selbst in Spanien minirte, so meint man, der Papst habe keinen andern Gedanken haben können, als an die Rettung der Kirche. In Wirklichkeit war es ganz anders. Wenn wir die Berichte der venetianischen Botschafter aus Rom lesen, so erstaunen wir, dass von kirchlichen Fragen da in dieser ganzen Zeit sehr selten die Rede ist. Diese Berichte zeigen uns vielmehr die Päpste ganz von politischen Interessen in Anspruch genommen. Der grosse Kampf zwischen Frankreich und Spanien beschäftigt sie viel mehr als die kirchliche Bewegung. Wie sie in diesem Kampfe den Vortheil des Kirchen*staats*, die reichliche Versorgung ihrer Verwandten am besten fördern können, *das* beschäftigt sie, und diese weltlichen Gedanken bringen sie oft genug gerade mit denjenigen in schwere Verwicklungen, welchen die Vertheidigung der Kirche gegen die Ketzerei

über Alles am Herzen liegt. Wären die Päpste in der Reformationszeit nicht vor Allem weltliche Fürsten gewesen mit weltlichen Interessen, hätten sie nur die Kirche im Auge gehabt, so weiss man nicht, wie sich Luther hätte behaupten sollen. Dass die Reformation unzerstörbare Wurzeln schlagen konnte, verdankte sie hauptsächlich den Päpsten Clemens VII. und Paul III., welche durch politische Motive getrieben wurden, Kaiser Karl V. die zeitige Ausrottung der Ketzerei in Deutschland unmöglich zu machen.

Diese Verhältnisse müssen wir berücksichtigen, um zu verstehen, dass Ignatius Jahre lang in Rom umsonst für die Zulassung seiner Gesellschaft zu arbeiten hatte. Dann begreifen wir aber, wie er öfter in seinen Briefen über „diesen sterilen und trockenen Boden" in Rom klagt. Allerdings kam ja dazu, dass, was er wollte, von allem Herkommen der Kirche weit abwich. Er wollte nicht die gewöhnlichen klösterlichen Andachtsübungen, er wollte nicht einmal die klösterliche Tracht. Er wollte eine Gemeinschaft gründen mit freiester Beweglichkeit ihrer Glieder, wie er einmal schreibt, „eine Compagnie, welche immer dastehn muss gewis-

sermassen mit einem erhobenen Fusse, um aus einander zu eilen von einem Land in's andere". Aber diese Compagnie sollte zugleich durch absoluten Gehorsam gebunden sein. Was sie der Papst heissen werde, das würden sie unbedingt thun, sofort. Gegenüber solcher einzigen Hingebung mussten doch die Bedenken der Curie schwinden, die ausserordentlichen Erfolge der Genossen in Predigt und Unterricht sie vollständig heben. Trotzdem enthielt die erste päpstliche Genehmigung vom September 1540 noch die Beschränkung, die Gesellschaft dürfe nicht mehr als sechzig Professen aufnehmen. Aber nach drei Jahren wurde ihr ganz freie Wirksamkeit gewährt. Inzwischen hatte sie sich bereits förmlich constituirt. Am 9. April 1541 war Ignatius einstimmig zum General gewählt worden, nicht wie in anderen Orden für eine gewisse Zeit, sondern für sein Leben und mit unerhörten Machtvollkommenheiten. In ihm, sagten sie dem Papst, solle Christus als gegenwärtig verehrt werden.

In einer doch eigentlich übermenschlichen Stellung hat er dann die Gesellschaft bis zu seinem Tode im Sommer 1556 geleitet. Als er die Augen schloss, beherrschte sie bereits Por-

tugal mit seinen unermesslichen Kolonien, blühten zahlreiche Kollegien in Italien und Spanien, arbeitete in Rom das Collegium Germanicum an der Rettung Deutschlands, hatten ihre Missionen die fernsten Enden der Welt berührt. Nichts lässt uns die universale Tendenz der Gesellschaft deutlicher erkennen, als dass bereits in demselben Jahre, wo der Papst sie zuerst bestätigte, einer der ältesten Genossen des Gründers sich nach Ostindien aufmachte, bis zu dem kürzlich entdeckten Japan vordrang und sich sogar an China wagte. Sie wollten die Welt erobern.

Die Welt erobern, das war ein Lieblingsgedanke der damaligen Spanier. Als sich die Comuneros Castiliens gegen Karl erhoben, der damals in Deutschland weilte, schrieben sie ihm, wenn er in Spanien leben, Spanier sein wolle, könne er sich zum Herrn der Welt machen. Die damals lebende Generation hatte die Grenzen der Welt vor ihren erstaunten Blicken in's Ungeheure sich erweitern sehn, und es waren spanische Schiffe gewesen, welche Columbus in die neue Welt getragen; für Spanien eroberte Fernan Cortez das gewaltige Reich der Azteken; zugleich sah Madrid den glänzendsten

Herrscher der Zeit, König Franz, als Gefangenen: die Spanier fühlten sich zur Herrschaft über die Welt berufen. Kein Wort drückte prägnanter ihren Sinn aus als ihr Lieblingsspruch: wenn Spanien sich regt, zittert die Erde. Ueber hundert Jahre haben sie in diesem gefährlichen Traum gelebt, als könnten und müssten sie die Schicksale der Menschheit bestimmen, und vielleicht hat nichts mehr ihr Wesen geschädigt, als dass sie die Zeit ihrer besten Kraft an ein solches Phantom vergeudeten. Natürlich konnten sie nur wähnen ihr Ziel zu erreichen im innigsten Bunde mit der römischen Kirche, deren Wesen es mit sich brachte, dass sie alle Völker unter einer Herrschaft zusammenfassen wollte. Indem sie für den Triumph Rom's fochten, dachten sie, durch und mit Rom solle Spanien herrschen.

Einen eigenthümlichen Reflex dieser spanischen Grundrichtung nehmen wir in Ignatius wahr, der doch alle entscheidenden Elemente seiner Natur und seines Strebens der Heimath dankte, nur dass er sie durch die französische Bildung milderte und sie in Rom unter die Zucht einer wahren Weltpolitik stellte. Als er nach Rom kam, zählte er sechs und vierzig

Jahre. Dennoch erfuhr hier sein ganzes Wesen eine tief greifende Umwandlung. Wer ihn in Vicenza gesehn hatte, wie er in zerlumptem Gewande, mit abgehärmtem Gesicht seine Busspredigten auf offener Strasse, von einem Stein oder einer Bank herab hielt, der musste meinen, das sei ein Mann, der nur unter dem niedern Volke mit seiner stürmischen Extase wirken könne und wolle, und in der That war es damals seine Absicht gewesen, sich hauptsächlich dem gemeinen Volke zuzuwenden, allen Glanz der Form zu verschmähen, nur auf die Wirkung zu sehen. Statt dessen kam es in Rom so, dass er die höchsten Spitzen der Gesellschaft vorzugsweise in's Auge fasste, dass bald in ganz Italien gerade die Vornehmsten sich seiner Leitung unterwarfen, eben die, welche seit fünfzig Jahren so ziemlich aller Religion fremd gewesen waren.

Was wir von seinem früheren Leben wissen, ist leider nicht so verbürgt, wie wir es wünschen möchten. Es beruht hauptsächlich auf den nach seinem Tode aufgesetzten Schilderungen seiner Verehrer, welche in ihm den Heiligen sahen, welche wollten, dass er heilig gesprochen werde, nur zum Theil auf eigenen, sehr frag-

mentarischen Aussagen, welche er aber auch erst in seinen letzten Lebensjahren dictirte und welche überdies nicht in ihrer ursprünglichen Fassung vorliegen. Auch in den neuesten, von Jesuiten verfassten Biographien, nimmt die fromme Legende einen auffallend breiten Raum ein. Ueber wenige bedeutende Persönlichkeiten des sechzehnten Jahrhunderts möchte es schwerer sein, den Kern historischer Wahrheit aus der Fülle der Sagen zu gewinnen. Nun haben spanische Jesuiten neuerdings mit grosser Sorgfalt die Briefe ihres „süssesten Vaters“, wie sie ihn nennen, gesammelt [1]; aber nur zwölf unter den vierhundert bis jetzt publizirten gehören der vorrömischen Periode an. Kaum kann man sich des Verdachts erwehren, dass der ganz auffallende Mangel an echten Nachrichten über den weitaus grössten Theil von Loyola's Leben nicht zufällig entstanden sei. Auch in jenen zwölf Briefen ist es nicht leicht diejenigen Züge zu erkennen, welche für die innere Entwicklung Loyola's, wie sie geschildert wird, charakteristisch sein müssten. Dazu werden nicht wenige von den alten Biographen gemeldete

[1] Cartas de San Ignacio de Loyola. Madrid 1874-77.

Thatsachen durch die Briefe berichtigt. Bereits diese frühesten Aeusserungen Loyola's tragen übrigens einen wunderbar unpersönlichen Charakter. In Rom tritt dann aber mehr und mehr eine ganz neue Natur hervor. Von der heissen Schwärmerei, die wir bis dahin bei ihm voraussetzen müssen, ist jetzt wenig wahrzunehmen; desto stärker macht sich eine weitblickende Weltklugheit geltend. Wir finden ihn bald in Verkehr mit den Höchstgestellten des katholischen Europa, und er führt seine Correspondenz mit ihnen wie ein vollendeter Diplomat. Vor allem liegt ihm daran, seine Gesellschaft, welche nach dem Höchsten strebt, als die niedrigste erscheinen zu lassen; er nennt sie immer mit auffallender Absichtlichkeit esta mínima Compañía. Niemand kann mehr wünschen, in Allem den hohen Herren, an welche er schreibt, entgegen zu kommen; denn es versteht sich von selbst, dass, was sie wollen und thun, von Gott eingegeben ist. Nun geschah es freilich hie und da, dass das Leben auch an den bestgesinnten Höfen nicht grade göttlich war, wo dann die eifrigen Jünger der Gesellschaft dem entgegen zu arbeiten sich verpflichtet hielten, in jenem Geist völliger Welt-

verachtung und unbedingter Hingebung an die religiösen Aufgaben, von welchen die Gesellschaft ausgegangen war. Da lesen wir denn doch nicht ohne Ueberraschung, wie der Meister diesen unklugen Eifer tadelt: man dürfe so grossen Herren, die ein so gutes Beispiel gäben (durch ihren Eifer nämlich für die Jesuiten), nicht lästig fallen mit Vorschriften und Rathschlägen für die Besserung ihres Gewissens. Als unbedingt gehorsamer Diener des Papstes, was er doch sein wollte, hätte er in den häufigen Conflicten der Kurie mit Karl V. auf Seiten der ersteren stehen müssen; statt dessen finden wir ihn unablässig bemüht die Gunst des mächtigen Kaisers zu gewinnen, auch mit Plänen, welche dem Papst höchlich missfallen mussten [1]. Selbst wenn der Conflict darauf beruht, dass sich der Kaiser Eingriffe in kirchliche Dinge erlaubt, welche nach aller römischen Tradition gar nicht zu dulden sind, und wenn dann die Jesuiten, wie es vollkommen selbstverständlich scheinen muss, für die Kurie eintreten, ist ihr Meister anderer Ansicht. Auch in Zeiten des

[1] A. v. Druffel, Ignatius von Loyola an der römischen Kurie S. 26. Man findet bei Druffel das hier kurz angedeutete genau ausgeführt.

heftigsten Zerwürfnisses zwischen Papst und Kaiser finden wir Loyola unermüdlich, wenn nicht dem Kaiser selbst, mit dem er nie in Verkehr gekommen zu sein scheint, so doch seinem Sohne Philipp Huldigungen darzubringen, in welchen der Hofmann dem Heiligen den Rang streitig macht. Freilich hätte nie ein Hofmann so salbungsvoll schreiben können. In einigen dieser Briefe sind die sublimsten Ausdrücke so gehäuft, dass es schwer sein möchte, sie deutsch wiederzugeben. Alles ist in Gott, aus Gott, durch Gott, was der Prinz fühlt, denkt, thut, wie das, was sein „niedrigster Knecht“ schreibt.

Der Kaiser liess sich durch nichts täuschen: Er, dem doch der Sieg der reinen Lehre über die Ketzerei, je älter er wurde, um so dringender am Herzen lag, er hat den Jesuiten nie getraut, sondern sie stets fern von sich gehalten. Auch noch bei König Philipp erfreuten sie sich nicht der ersehnten sicheren Gunst; er hat in ihnen öfter sogar eine ernste Gefahr für die Kirche gesehn. Erst mit dem siebzehnten Jahrhundert beginnt ihre volle Herrschaft über Spanien, und je tiefer dann das Land in Noth, Trägheit, Armuth sank, desto glänzender richteten sie

sich auf. Im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts rieth ein kluger und ergebener Spanier dem ersten Bourbon, er werde sich von der Gesellschaft, welche doch die Wiederherstellung Spaniens unmöglich mache, nicht los machen können, als dadurch, dass er sie plötzlich und vollständig vernichte. Einige vierzig Jahre später wurde dieser Rath befolgt. Der einzige gute König, den Spanien in dreihundert siebzig Jahren gehabt hat, ein verständiger, aber zugleich sehr frommer Herr, meinte, ohne Vernichtung der Jesuiten könne er Spanien aus dem tiefen Verfall nicht aufrichten.

Auch in Frankreich hat die Gesellschaft nicht so leicht Fuss gefasst. Erst das Alter Ludwig XIV. hat ihr dort ähnliche Macht eingeräumt, wie sie in Spanien längst besass. Im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts wurde sie Herrin der französischen Bildung wie der französischen Kirche Es muss wohl bemerkt werden, dass aus diesen Jesuitenschulen und dieser Jesuitenkirche der Geist der französischen Aufklärung hervorgegangen ist, welcher bald aller Kirche und aller Religion den Krieg erklärte. Aber nicht nur dadurch hat die Gesellschaft der Revolution vorgearbeitet. Vielmehr war sie es,

welche durch den Druck, den sie auf das Volk übte, die ersten revolutionären Gedanken in ihm weckte. Als die Philosophen noch nichts bedeuteten, als Voltaire kaum gelesen wurde, brachten die Jesuiten das französische Volk bereits zum Aeussersten. Sie haben den philosophischen Radikalismus nicht nur in ihren Schulen heran gezogen, sie haben ihm auch die Gemüther des Volkes geöffnet.

Die Revolution hat sich für diese Dienste dankbar bewiesen. Als sie ausbrach, war die Gesellschaft Jesu nicht nur äusserlich in allen katholischen Ländern verschwunden, sondern auch alle inneren Voraussetzungen ihrer Wirksamkeit beseitigt. Die Missethaten der Revolution weckten sie von den Todten auf. Als der beispiellose Sturm, mit welchem die Revolution und ihr furchtbarer Sohn Europa einige zwanzig Jahre geschüttelt hatte, endlich vorübergebraust war und die todmüden Menschen fragten, wie sie sich am besten vor der Wiederkehr solchen Unheils schützen könnten, da lautete die Antwort der eifrigsten Freunde einer vollständigen Restauration: nur die Gesellschaft Jesu kann den Drachen der Revolution bändigen. Sie hat dann so mit ihm gerungen, dass in Spanien,

Portugal und Italien schon nach sechs, in Frankreich nach sechzehn Jahren der Drache wieder sein Feuer gespieen hat, dass in allen diesen Ländern, die sie wesentlich seit Jahrhunderten geistig gebildet, die Revolution zu einer regelmässigen Erscheinung geworden ist, ganz zu schweigen von dem unglücklichen Polen, welches sich nach Portugal zuerst und unbedingt in jesuitische Leitung gegeben hatte.

Es fragt sich, ob diese spätere Entwicklung und Wirkung der Gesellschaft ihren Grund in dem hatte, was ihr Stifter war und wollte, oder ob sie mit den Jahrhunderten von der ursprünglichen Art und Aufgabe abgeirrt sei. Wenn man dabei von den selbstverständlichen Unterschieden absieht, welche immer und in jeder menschlichen Einrichtung die Zeit der mühsamen Begründung von der Epoche leichter Herrschaft trennen, so wird man doch sagen müssen, dass in allem wesentlichen der Geist Loyola's heute noch herrscht, dass die Jesuiten ihrem Vater viel ähnlicher sind, als zum Beispiel die heutigen Lutheraner dem, nach welchem sie sich nennen. Wohl mag der Geist der Klugheit heute ein noch stärkeres Uebergewicht haben über die Elemente der Exaltation,

aber noch heute ist das Charakteristische der Gesellschaft jene Vereinigung entgegengesetzter Kräfte und Bestrebungen, welche in Loyola so merkwürdig hervortritt: schwärmerische Verzückung und klügste Berechnung, schrankenloses Walten der Phantasie und engste Fesselung der Intelligenz, feinstes Verständniss für individuelle Anlagen und absolute Vernichtung der Persönlichkeit. Noch jetzt, erklärte der französische Jesuit Ravignan, „sind die geistlichen Uebungen die Seele und gleichsam die Quelle unserer Gesellschaft. Sie haben sie geschaffen; sie erhalten und beleben sie“ [1]. Diese geistlichen Uebungen aber sind das eigenste Produkt Loyola's, wie mir scheint eine Generalisirung der ganz individuellen Erlebnisse, durch welche er in Manresa auf dem neuen Wege befestigt wurde. Nichts zeichnet Loyola mehr aus, als dass er nur in der Sache, welcher er sich gewidmet hat, zu leben scheint, dass er gewissermassen nur noch eine allgemeine Existenz führt. Wenn man seine Briefe mit denen Luthers, oder Zwingli's oder Calvins vergleicht, so nimmt man leicht wahr, dass

[1] Spuller, Ignace de Loyola p. 34.

diese Männer die entgegengesetzten Pole menschlicher Natur darstellen. Sie treten uns leibhaftig, mit bestimmten, scharfen, oft derben Zügen entgegen. Loyola meinen wir in einer dichten Weihrauchwolke fast mehr verschwinden als erscheinen zu sehn. Die Legende seiner Gläubigen berichtet mehr als einmal, er sei über der Erde schwebend erblickt worden: das ist ein treffendes Bild für den Eindruck, welchen seine Briefe oft hervorbringen. Und dieser allem irdischen entrückte Heilige ist zugleich der grösste Meister irdischer Klugheit.

Die Mischung des Fremdartigsten, welche wir in Loyola beobachten, ist auch seinem Volke eigen: hier überwallende Glut der Phantasie, da kälteste Berechnung. Das, was in der Mitte liegt, gesunde, verständige Sittlichkeit, wahre Frömmigkeit, welche nicht auf die Welt verzichtet, aber in der Welt das Ewige verfolgt, fehlt fast ganz. Frömmigkeit, welche äussere Zwecke verfolgt, ist das Gegentheil ihrer selbst; Devotion, welche sich zur Schau stellt, ist das schlimmste Gift für die Seele. Die jesuitische Frömmigkeit aber ist ihrer innersten Natur nach absichtsvoll. Wie überschwänglich Loyola die göttliche Majestät als das Ein und

Alles preist, in Wahrheit handelt es sich doch weniger darum, dieser Gottheit zu dienen, als die besondere Art zu fördern, in welcher seine Gesellschaft Gott dienen will. Weder die religiösen noch die menschlichen Aufgaben sollen ihrer selbst wegen, sondern zum Besten der Gesellschaft gelöst werden, und zwar so, dass der Mensch dieser Gesellschaft gegenüber vollkommen verschwindet. Er soll, wie es in den Constitutionen derselben heisst, „gleich einem Leichnam“ sein.

Nichts mag räthselhafter erscheinen, als dass eine solche Gesellschaft, über deren Verderblichkeit vor hundert Jahren eigentlich die ganze, auch die katholische Welt, einig war, jetzt im hellsten Lichte des neunzehnten Jahrhunderts mächtiger dasteht als je. Denn die Erwartungen, welche man 1814 an ihre Herstellung knüpfte, wurden ja alsbald in der empfindlichsten Weise getäuscht. Statt die Staaten gegen die Revolution zu schützen, richteten die Jesuiten in kürzester Zeit fast jede Regierung zu Grunde, welche sich auf sie stützte. Die trotzdem immer grösser gewordene Macht der Jesuiten muss also wohl andere Gründe haben. Manche meinen, diese Macht dadurch zu erschüttern, dass sie

die Gesellschaft mit grimmigem Hasse verfolgen, dass sie die Macht der Staaten gegen sie in Bewegung setzen. Gewiss hat der Staat allen Grund auf seiner Hut zu sein gegenüber einer Organisation, welche eine starke politische Tendenz hat und ihren Krieg gegen die einzelnen Nationen mit den Machtmitteln der katholischen Welt führt. Aber es wäre ein schwerer Irrthum zu glauben, dass auf solchen Wegen die Rettung gefunden werden könne. Denn die heutige Macht der Jesuiten ist zum grossen Theil hervorgegangen aus der tiefen sittlichen und religiösen Erschlaffung oder Zerrüttung, welche die romanischen Nationen, aber auch die Germanen ergriffen hat. Schon vor dreihundert Jahren konnte sie nur auf dem Grunde der moralischen Zersetzung der romanischen Welt so mächtig gedeihen, nur, weil die gesunde Kraft des Protestantismus in dogmatischer Zanksucht und brutalem Zelotismus hinstarb, ihre Eroberungszüge ausführen. Schlimmer steht es in mancher Beziehung heute. Die von Frivolität, Egoismus, Sinnengenuss schwer bedrohten Völker werden zwischen den Extremen des Unglaubens und des blinden Glaubens, der Revolution und der Contrerevo-

lution, der wüsten Lust und der düsteren Entsagung hin und hergeschleudert. Das, was in älteren Zeiten vornemlich die oberen Schichten berührte, hat heute die ganzen Volksmassen ergriffen. Für Voltaire verstand es sich von selbst, dass das Volk glauben und gehorchen müsse. Sein eminenter Verstand durchschaute die Unmöglichkeit seiner Weltanschauung, sobald sie Eigenthum der Massen werde. Unsere heutigen Propheten dagegen halten es für ihre wichtigste Aufgabe, gerade die Massen von dem alten Grunde loszureissen, auf dem ihr Leben ruhte. Schon jetzt sehen wir, dass die ganze Existenz der modernen Gesellschaft durch dieses Vorgehn in Frage gestellt ist. Nirgends aber vielleicht tritt jenes grelle Wechselspiel gleich unheilvoller Uebertreibungen erschreckender hervor, als in der Heimath Loyola's: heute die Orgien klerikaler Restauration, morgen das tolle Wüthen von gewissenlosen Demagogen gestachelter Massen; hier die blödeste Abgötterei eines mehr als heidnischen Cultus, da die freche Selbstvergötterung der modernen Apostel, welche stolz darauf sind nichts zu sein als Thiere. In einem unglücklichen Volke, welches sich zwischen diese

Extreme gestellt sieht, pflegen auch Einsichtige und Kluge lieber mit den Jesuiten als mit den Predigern der Sinnesherrlichkeit zu gehn, denn jene haben doch wenigstens eine gewisse Zucht und Ordnung, während diese bei dem heissen Blut des Südländers nur zu leicht die reine Bestialität erzeugen. Von den politischen Freunden der Jesuiten sind bekanntlich Viele absolut unkirchlich.

Vor vierzig Jahren konnten die Deutschen auf diese romanische Zerrüttung mit dem Gefühl blicken, dass die Seele ihres Volkes von solchem Leiden wenig oder nichts wisse. Damals waren die Jesuiten in Deutschland wenig oder nichts. Heute sind sie auch bei uns in demselben Maase zu Macht gelangt, als die Seele auch unseres Volkes krank geworden ist. Und wie vor dreihundert Jahren der Jesuitismus nur desshalb so mächtig sich erheben konnte, weil der Protestantismus sich selbst verleugnete, so trägt auch heute der Protestantismus, vornemlich der deutsche Protestantismus, an jener Erscheinung eine wesentliche Schuld.



Strassburg, Universitäts-Buchdruckerei von J. H. Ed. Heitz.